Bezugs-Preis
für Leipzig und Vororte: In der Haupt-Expedition oder deren Ausgabestellen abgeholt monatlich: Ausgabe A (1 mal täglich) 70 Pf., Ausgabe B (2 mal täglich) 80 Pf., bei Zustellung ins Haus Ausgabe A 80 Pf., Ausgabe B 1 Mark. Durch unsere auswärtigen Ausgabestellen und durch die Post bezogen (1 mal täglich) für Deutschland und Oesterreich monatlich 1 Mark, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern **10 Pf.**

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8.
Telephon Nr. 153, Nr. 222, Nr. 1173.
Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1.
Telephon I, Nr. 9275.

Morgen-Ausgabe B.

Leipziger Tageblatt
und
Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile für Geschäftsinserate aus Leipzig und Umgebung 25 Pf., Familien-, Wohnungs- u. Stellen-Anzeigen, sowie An- und Verkäufe 20 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf.,
für Inserate von auswärts 30 Pf.
Reklamen 75 Pf., auswärts 1 Mark. Beilagegebühr 4 Mark p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Für das Erscheinen an bestimmten Tagen u. Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10
(Telephon VI, Nr. 4603).
Filial-Expedition: Dresden, Marienstr. 34.

Nr. 574. Sonntag 16. Dezember 1906. 100. Jahrgang.

Die politischen Ereignisse

machen es für jeden national Gesinnten notwendig, eine Zeitung zu abonnieren, die in entschieden liberaler Weise Stellung nimmt zu den Fragen unserer deutschen, sächsischen Politik. Im Hinblick auf die bevorstehenden

neuen Reichstagswahlen

und den scharfen Wahlkampf wird ganz besonders ein Blatt willkommen sein, das eine eigene Meinung vertritt, über die Wahlbewegung raschest berichtet und eingehende, sachliche Schilderungen bringt, wie dies einer grosszügigen, modernen Tageszeitung zukommt. Das

Leipziger Tageblatt

ist nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf den allgemeinen, belehrenden und unterhaltenden Teil bestrebt vom Guten das Beste zu bieten, und seinen Charakter als Familienblatt für die bürgerlichen Kreise immer mehr zu pflegen, so daß es von keiner anderen, tonangebenden Zeitung übertroffen werden kann. Der Bezugspreis, frei ins Haus gebracht, beträgt:

monatlich 80 Pfg.
für Ausgabe A (1 mal täglich)
monatlich 1 Mark
für Ausgabe B (2 mal täglich).

Wir laden höfl. zum Bezuge ein. Bestellungen nehmen unsere Trägerinnen, alle Postanstalten und Briefträger entgegen.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten das Tageblatt auf Wunsch bis zum 1. Januar kostenlos.

Verlag und Expedition des Leipziger Tageblattes.

Das Wichtigste vom Tage.

* Die Wählerlisten für die auf den 25. Januar 1907 amtlich festgesetzten Neuwahlen zum Reichstag müssen spätestens vom 28. Dezember an ausgelegt werden. Als Stichwahltag ist der 5. Februar in Aussicht genommen.

* Für den Transport von frischem Fleisch gelten vom 15. Dezember ab wie auf den preußisch-hessischen, so auch auf den sächsischen und bayerischen Staatsbahnen die Bestimmungen und Frachtsätze des Spezialtarifes für bestimmte Eilgüter. (S. Dtschs. R.)

* Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hat die sämtlichen Regierungs- und Gewerbeschulräte auf den 18. und 19. Dezember zu einer Konferenz nach Berlin berufen, bei der Fragen aus dem Gebiete des gewerblichen und kaufmännischen Schulwesens erörtert werden sollen.

* Das Ministerium hat die Einverleibung der Vororte Mödern, Stötteritz, Stünz, Probstheida, Dösen und Dölitz abgelehnt. (S. Lpzg. Ang.)

* Die französische Kirchen-Vorlage sichert das Eigentum an den Gotteshäusern dem Staate, ihren Besitz der Ausübung des Kultus. (S. Ausl.)

* Mohamed el Torres hat eine Note an die europäischen Vertreter gerichtet, welche Kompetenzen Raisunis abzugrenzen versucht.

* In der montenegrinischen Skupschtina ist ein Antrag auf Verlegung der Hauptstadt von Cetinje nach Danilowgrad gestellt. (S. Ausl.)

* In Riga ist die Polizei einer Verschwörung gegen das Leben des Generalgouverneurs v. Möller-Sakomoski auf die Spur gekommen.

* Nach Annahme des bosnischen Okkupationskredites ist die österreichische Delegation über Neujahr vertagt. (S. Ausl.)

* Infolge heftiger Schneeverwehungen sind, wie aus München telegraphiert wird, im Bahnverkehr große Störungen eingetreten. Falls das Schneetreiben anhält, muß der Güterverkehr eingestellt werden.

Die grosse nationale und liberale Partei jetzt oder nie.

Was wir gestern nur unter kurzer Begründung als werbenden Gedanken in das deutsche Bürgertum getragen haben, das soll hier als Notwendigkeit erwiesen werden.

Nur keine Täuschung: dieser Wahlkampf wird der schwerste werden, der das Deutsche Reich je aufgewühlt hat. Die Stunde hat geschlagen, in der es sich entscheiden muß, ob das Deutschland der Zukunft ein Land der Mucker oder der freien Geister sein wird. Ob wir vorwärts oder rückwärts schreiten werden. Das Schicksal Spaniens bräut. Nun heißt es fechten. Das wissen die Ultramontanen so gut wie wir. Und deshalb wird das Zentrum mit einer Energie und Zähigkeit kämpfen, wie man um seine Existenz kämpft. Gewaltige Machtmittel stehen ihm zu Gebote, Mittel, die ihm der Staat selbst hat festigen und mehren helfen. Der Staat hat die Kirche mit Autorität: auch in weltlichen Dingen ausgestattet, sie als Behörde legalisiert, hat ihr Macht gegeben zum Leben und zum Rechten. Das wird sich jetzt wider den Staat kehren. Der Staat hat es geduldet, gefördert, daß die Kirche ganze, große Gebiete in ihren politischen Besitz genommen hat. Er hat ihr die Jugend ausgeliefert und hat in seinen eigenen Schulen nichts getan, gar nichts, um das Volk über das Wesen des Staates, über seine Fundamente aufzuklären. Er hat seine Ziele mit untauglichen Mitteln zu erreichen versucht. Er hat mit der Kirche Waffen, mit dem bloßen Gefühl wirken wollen. Aber Patriotismus läßt sich nicht fertig präpariert einflößen. Und auswendig gelernte Geburtstagsdaten verbürgen noch lange keine Vaterlandsliebe. Das alles wird den Kampf erschweren. Aus seinen festen Sitzen wird das Zentrum in den kurzen Wochen nicht zu vertreiben sein. Es muß in den Grenzgebieten geschlagen werden, wo die Geister sich voneinander scheiden, wo das einige Zentrum bisher die uneinigen Gegner besiegt hat.

Noch ein Geständnis: Der äußere Anlaß der Parlamentskrise ist nicht günstig. Wir wissen, es geht gar nicht um die paar Millionen Nachtragsetat. Es geht nicht einmal mehr um die Kolonien, sondern um die Herrschaft im Deutschen Reiche. Aber die Gegner werden sich an den Anlaß und nicht an den eigentlichen tieferen Grund halten, und werden das Volk zu verwirren suchen, damit es nicht deutlich sehe, was auf dem Spiele steht. Fürst Bülow hat unmittelbar vor der Auflösung des Parlaments eine rein nationale Parole ausgegeben: Um unsere Waffenehre, unser Ansehen in der Welt, unsere Kolonien! Auch darum geht es. Aber nicht allein darum. Es geht auch um die Kultur des deutschen Volkes, um seine Seele. Die Regierung würde ihre stärksten Trümpfe nicht ausspielen, wenn sie den Kampf nicht auch unter diesem Gesichtspunkte auffaßte. Weshalb ist Dernburg heute einer der populärsten Männer Deutschlands? Weil er zum ersten Male seit Jahrzehnten dem Zentrum die Zähne gezeigt hat. Nicht dem kolonialfeindlichen Zentrum, sondern dem kulturfeindlichen Zentrum. Wenn die Regierung also den Sieg über diese Macht will, so muß sie auch die Mittel wollen. So muß sie sich lossagen von ihrer Kirchenpolitik, von ihrem bisherigen Kultussystem, von ihrem preußischen Kultusminister. So muß sie ihren neuen Bannerträgern den kleinlichen Polizeigeist, den Nichtsnutz von Bureaukratismus opfern. So muß sie mit ihrer Vergangenheit brechen, auf daß das Wort vom Macker Staat verschwinde. Sie muß auch den Mut der Inkonsequenz haben, den sie ja schon beim Bruch mit dem Zentrum gehabt hat, und muß dem Lande erträgliche Nahrungsmittelpreise verschaffen. Und das alles muß schnell und energisch geschehen. Keine Versprechungen — Taten. Die Zeit ist zu ernst, als daß man mit Worten Berge zu versetzen suchen sollte. Wer mit dem Liberalismus siegen will, der darf nicht selbst illiberal sein. Wir wollen keine liberale Parteiregierung, wollen sie nicht geschenkt. Um der Regierung willen, um des Liberalismus willen nicht, der nur korrumpiert werden würde. Aber Männer ohne Vorurteil sollen in der Regierung sitzen, die nicht vor einem liberalen Gedanken erschrecken. Vor allem aber Männer, die auf eigenen Füßen stehen, die keine Nebenregierung dulden, keine klerikale, keine konservative, keine liberale und keine höfische. Das ist die Vorbedingung.

Aber auch das genügt noch nicht. Die Regierung allein kann gar nichts machen. Die schwerste Aufgabe haben die bisherigen Minoritätsparteien. Und von ihnen wieder die schwerste die Liberalen. Für sie ist es Ehrenpflicht, den letzten Atemzug an das Zerschmettern des Zentrumsblocks zu setzen. Denn sie haben lange genug ob der Zentrumsliebelei der Regierung gezetert. Nun mögen sie zeigen, ob sie der Regierung ein national zuverlässiges Parlament schaffen können auch ohne das Zentrum. Der Anfang ist gemacht. Der linke liberale Flügel ist eingeschwenkt wie eine Elitetruppe. Kein Mann hat versagt. Die nationale Plattform ist also da. Die liberale hat immer bestanden. Was trennt denn nun noch? Die paar wirtschaftlichen Fragen, die in langer Zeit keine Rolle spielen? Nuancen in der Sozialpolitik? Solche Gegensätze hat es in der nationalliberalen Partei immer gegeben. Und es ist kein Geheimnis, daß manche Gruppen der Nationalliberalen in manchen Fragen den Freisinnigen näher stehen als dem Gros der eigenen Partei. Und sie haben doch immer tapfer und fest an der Stange gehalten, nicht zum wenigsten in der Erkenntnis, daß weitere Zersplitterung Selbstmord wäre, und in der heimlichen Hoffnung auf die große liberale Partei, die doch eines Tages kommen muß. Der Tag ist da. Jetzt müssen die Liberalen. Wie die Regierung nach der Ablehnung ihrer Vorlage gar nicht mehr anders konnte, als den Kampf mit dem Zentrum aufzunehmen, so schwer es ihr auch geworden sein mag — so müssen auch die Liberalen sich jetzt zusammenschließen, ob sie wollen oder nicht. Ganze Arbeit von vornherein wäre das Beste. Denn später kommen wieder die Sondermeier zur Geltung. Jetzt muß es gemacht werden. In der Erkenntnis der gemeinsamen Gefahr. Wer jetzt gegen die Einigung der Liberalen ist, der ist ein Tor, der die Lage nicht erfaßt, oder ein Egoist. Nur der geeinte Liberalismus wird in diesem Kampfe siegen. Und nur in dieser Zeit der Not und des Kampfes kann er geeint werden, wie das Deutsche Reich nur in einem blutigen Kriege zusammengeschmiedet werden konnte. Gibt es Querköpfe unter den Führern, so muß die Wählerschaft sie zwingen oder beiseite schieben. Parteiteufelchen dürfen der großen Sache nicht im Wege stehen. Kleinmut ist nicht am Platze. Im Kampfe haben alle Bedenken zu schweigen, und hier können wahrlich Schwarzseher nicht geduldet werden. Ist denn nicht Wunderbares genug geschehen in diesen wenigen Tagen? Haben wir nicht gesehen, wie ein Mann, ein einzelner, in unglaublicher Kühnheit, mit fast rührender Zuversicht auf seine gute Sache den Kampf gegen den schwarzen Goliath aufgenommen hat, wie er die Regierung, das große deutsche Volk, gezwungen hat, sich für oder gegen den nationalen Gedanken zu entscheiden? Und da sollte die Einigung der zur Kampfgemeinschaft so wie so gezwungenen Liberalen unmöglich sein? Wir antworten darauf: Der Liberalismus wird sich einigen, weil er muß.

Die große liberale Partei ist nicht die Summe der einzelnen liberalen Gruppen. Sie ist mehr. Das Volk hat noch immer den Heißhunger nach echtem Liberalismus. Aber den kleinlichen Bruderzwist der Liberalen hat es gründlich satt. Die große liberale Partei, die alles umfaßt, was gut deutsch und freiheitlich gesinnt ist, alles was im Menschen den Menschen ehrt, was den Kopf selbst hoch trägt im Bewußtsein seiner Menschenwürde, und was im Reich mehr als ein Staatsgebilde, was in ihm die notwendige Klammer deutschen Volkstums sieht — diese Partei wird auf die Massen wirken wie ein gewaltiger Magnet. Jede einzelne der liberalen Gruppen hat ihre Sünden, ihre dunklen Stellen, der Liberalismus als Idee nicht. Und die neue Gesamtpartei hat sie auch nicht. Ihr muß es gelingen, aus der ungeheuren Menge der Indifferenten ganze Scharen an die Urne zu bringen. Ihr werden unzählige Mitläufer der Sozialdemokratie zuströmen, die heute aus Aerger am liberalen Parteigezänk, aus törichter Simplizissimusstimmung der reichsfeindlichen Sozialdemokratie Hunderttausende von Wählern stellen. Wir alle wissen, wie der letzte Wahlkampf in unserer guten Stadt Leipzig verloren gegangen ist. Sollen wir abermals Herrn Julius Motteler in das deutsche Parlament schicken? Muß unser Leipzig absolut durch diese geistige Null im Reichstag „vertreten" sein, bloß weil Herr Hinz und Herr Kunz sich nicht darüber einigen können, wo der allein echte Liberalismus anfängt, und wo er aufhört? Und wie in Leipzig ist es in Döbeln, ist es in, ach, so vielen Wahlkreisen. Der geeinte Liberalismus braucht die Sozialdemokratie nicht zu fürchten. Und erst recht nicht, wenn die Regierung den gerechten Forderungen des Volkes entspricht. Dann wird sich herausstellen, daß das deutsche Volk sich wohl verirren konnte, da ihm niemand den rechten Weg zeigte, daß es aber im Grunde seiner Seele sein Vaterland lieb hat und daß ihm die ausgeklügelten, vernunftwidrigen und reichsfeindlichen Theorien nicht ins Herz gegangen sind:

Es gilt eine Tat:

Liberale aller Parteien vereinigt Euch!

Der Fall Peters.

Im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin wird in wenigen Tagen eine Broschüre erscheinen, in der der Abgeordnete von Kardorff durch eine Zusammenstellung des vorliegenden Materials den Nachweis zu führen sucht, daß Dr. Peters zu Unrecht im Wege des Disziplinarverfahrens bestraft und ein Jahrzehnt hindurch von Bebel und Genossen als grausamer Peiniger ohne Grund gebrandmarkt worden ist. Von einer Herrn Dr. Peters nahestehenden Seite wird uns die Möglichkeit gegeben, schon heute einen Teil der Darstellung zu veröffentlichen, die Dr. Peters Herrn von Kardorff geschickt hat. Wir wählen für heute den Teil aus, der sich auf die Hinrichtung des Dieners Mabruk und der Schwarzen Jagodja bezieht. Peters sagt darüber folgendes:

Ich wurde 1891 nach Ostafrika entsandt und erhielt den Auftrag, das Kilimandscharogebiet für die Einfügung unter die deutsche Verwaltung vorzubereiten. Im Osten des Kilimandscharo hatte der Häuptling Mareale die deutsche Flagge angenommen, und im Norden war die Landschaft Ufiri unter deutschem Schutze. Grenznachbar Mareales war der Häuptling Malamia. Das erste, was ich tat, war, eine zweite Militärstation im Osten des Berges, im Lande von Mareale, anzulegen. Ich hatte damals als meinen Diener einen Mangema, namens Mabruk, der 25 bis 27 Jahre alt sein mochte. Der Mandara von Moschi hatte mir eine seiner Sklavinnen und eine andere dem Freiherrn von Pechmann als das dort übliche Ehrengeschenk übergeben. Es war ferner ein Weib von Mareale, namens Jagodja, auf unsere Station entlaufen, welche ich sofort Mareale wieder auslieferte, der sie aber zurücksandte, mit dem Bemerken, sie habe einen schlechten Charakter, wir könnten sie behalten.

Als ich von dem ersten Zuge nach der Station zurückkam, stellten wir wiederholt Diebstähle fest. Ich konnte des Diebes nicht habhaft werden. Mein Diener Mabruk lenkte meine Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen unserer Diener, aber bei den Vernehmungen stellte es sich jedesmal heraus, daß seine Verdächtigungen unbegründet waren. Wir hatten im August ein Wohnhaus gebaut mit drei Zimmern: rechts mein Schlafzimmer, in der Mitte die Messe und links mein Bureau.

In einer Nacht erwachte ich und hörte, wie die verschlossene Tür zur Messe gewaltsam geöffnet wurde. Ich rief, wer da sei, stand auf und fand, daß die Tür zwar erbrochen, aber niemand zugegen war. Da das Einbrechen in mein Wohnhaus bei den damaligen Verhältnissen eine Gefahr bedeutete, ließ ich die Station alarmieren, um sofort festzustellen, wer der Einbrecher gewesen sei. Ich verkündete, daß er, wenn er sich freiwillig meldete, eine milde Strafe erleiden werde, daß ich ihn aber, falls er sich nicht melde, hängen lassen würde. Niemand meldete sich. An einem der nächsten Tage blickte ich zufällig aus meinem Bureaufenster über den Hofplatz vor dem Hause. Da sah ich meinen Diener Mabruk, eine Zigarette rauchend, vorbeigehen. Ich rief ihn an. Im Nu war die Zigarette heruntergefallen und von seinem rechten Fuß zwischen die große und die zweite Zehe genommen. Ich ließ durch einen anderen Diener die Zigarette aus seinen Zehen entfernen und stellte fest, daß es eine der uns gestohlenen war. In diesem Augenblick war ich überzeugt, in ihm den Dieb und den Einbrecher in unseren Mehraum festgestellt zu haben. Ich ließ ihn also verhaften und in Untersuchung nehmen.

Am 1. Oktober trafen wir wieder in Mareale ein. Hier erhielten wir die Mitteilung, daß die Expedition Zelewski in Uhehe niedergemacht worden sei, und daß wir auf der Hut sein müßten. Ich behielt 65 Mann zurück, die dem Leutnant Bronsart von Schellendorf unterstanden.

Ende Oktober meldeten sich bei mir plötzlich die Weiber und teilten mir mit, sie wollten jetzt gestehen, daß Mabruk der Einbrecher gewesen sei. Bei dieser Meldung saß ich mit dem Freiherrn von Pechmann auf der Veranda unseres Hauses, ließ sofort Mabruk, der noch in Haft saß, kommen und ihn mit den Weibern konfrontieren. Er gestand sofort seine Schuld. Im Interesse des deutschen Prestige und unserer gefährdeten Stellung am Kilimandscharo waren wir einstimmig der Ansicht, daß die von mir angedrohte Todesstrafe zu vollziehen sei. Am Morgen nach der Hinrichtung trat Herr von Bronsart ins Frühstückszimmer und sagte mir: „Es war sehr richtig, wie Sie verfahren sind, Herr Reichskommissar."

Nach der Abreise Bronsarts fand dann die Desertion der Weiber aus der Station statt. Als man sie mir gemeldet hatte, schickte ich zu Mareale mit der Anfrage, ob er wisse, wohin die Weiber gegangen seien. Er ließ mir antworten, er wisse es nicht, aber der Vater der Jagodja wohne beim Sultan Malamia. Am nächsten Morgen schickte ich zu der Residenz Malamias, mit dem Ersuchen, mir diesen Vater der Jagodja zu übersenden. Malamia antwortete in frecher Weise, daß er dies nicht tun werde. Die Deutschen seien ja überhaupt Weiber. Selbst die Wahehe hätten sie geschlagen. Er riß dann die deutsche Flagge herunter, spie auf sie und begann in demonstrativer Weise den Kriegstanz tanzen zu lassen. Nach afrikanischen Anschauungen war sein Verhalten eine Kriegserklärung frechster Art. Als wir beim Abendessen saßen, hatte er die weitere Dreistigkeit, eine Gesandtschaft zu mir zu schicken und mir sagen zu lassen, es sei keine Kunst, von unserer Station aus Granaten zu werfen. Wenn wir Mut hätten, sollten wir ihn in seiner eigenen Residenz angreifen.

Infolgedessen ließ ich seine Residenz angreifen und verbrennen. Die Anklage hat mir später diesen Vorgang als unberechtigte Kriegsführung vorgeworfen, und Herr Geheimer Legationsrat Hellwig konnte sich nicht genug tun vor Entrüstung, als er in seiner Anklagerede daran auch nur dachte. Wenn ich aber eine derartige Provokation nicht sofort gerächt hätte, so wäre am Kilimandscharo eine Rebellion ausgebrochen, mit der verglichen der spätere Aufstand bloß ein Kinderspiel war.

Am Morgen um 7 Uhr stand Malamias Residenz in Flammen, aber wir wußten noch nicht, wo die desertierten Weiber sich befanden. Gegen Mittag kamen sie auf die Station zurück. Da ihr Vorgehen uns einen Kriegsfall auf den Hals gehetzt hatte, ließ ich sie nach dem mir zustehenden Disziplinarrecht auspeitschen. Dann wurde ein Verfahren gegen die Jagodja eingeleitet, weil mir die Leute sagten, daß sie mit dem verjagten Häuptling in Verbindung getreten sei, um unsere Station in der Nacht seinen Leuten auszuliefern. Deshalb verschanzte ich mich dort oben. Außer dem Stacheldraht und den spanischen Gräben legte ich jetzt im November kugelsichere Schanzen an, in denen ich gewisse Wege für unsere eigenen Leute offen ließ und durch Wegzeichen markierte. Wenn eine Angehörige der Station das Geheimnis preisgab, war unser Leben direkt gefährdet. Dies war der Fall, bei dem versuchten Verrat der Jagodja, die ich zu sechs Monaten Kettenhaft verurteilte. In dieser Situation hatte ich naturgemäß meine Aufmerksamkeit den Gefangenen zu schenken. Es wurde ihnen zweimal wöchentlich verkündet, daß jeder Versuch, auszubrechen, mit dem Tode bestraft werde.

Anfangs Februar erhielt ich die Mitteilung, daß ich mich sofort an die Küste zu begeben habe. Zwei oder drei Abende vor meinem Abmarsch dahin wurde mir gemeldet, daß die Kettengefangene Jagodja entwichen sei. Ich erinnere mich, daß ich den bei mir sitzenden Herren sagte, ich hoffte, daß wir die Schwarze nicht wiederbekämen. Zu meinem eigenen tiefen Bedauern schickte Mareale die Entflohene zu uns zurück. Meine Kameraden waren der Meinung, daß das allgemein angedrohte Todesurteil unter allen Umständen verhängt werden müsse. Ich persönlich sprach aus, daß wir in diesem Falle vielleicht davon absehen könnten, wurde aber durch meine Beisitzer überstimmt. Die Hinrichtung der Jagodja war uns allen ein im höchsten Grade peinlicher und schmerzlicher Akt.

Diese Darstellung beseitigt zunächst endgültig die Legende, daß ich einen Diener und eine Konkubine am Kilimandscharo habe aufhängen lassen, weil sie miteinander verkehrt hätten. Die Hinrichtungen hatten nicht den geringsten Zusammenhang und waren durch einen Zeitraum von mindestens drei Monaten getrennt. Mabruk ist niemals im Verdachte gewesen, die Jagodja auch nur berührt zu haben. —

Soweit Herr Dr. Peters. Wir werden, wie eingangs bemerkt, einen zweiten Artikel über diese Verteidigungsschrift folgen lassen. Wir enthalten uns deshalb jedes Kommentars zu den Ausführungen des ehemaligen Reichskommissars.

SLUB
Wir führen Wissen.